

tät, wie sie in Bild- oder Tafelbänden zu finden ist. Es zeichnet sich durch eine sinnige Balance zwischen inhaltlicher Streuung und Tiefe aus und schafft nicht zuletzt durch die Kombination großformatiger Abbildungen, kurzer, inhaltsträchtiger Texte und bibliografischer Verweise auf weiterführende Literatur den Spagat zwischen den Bedürfnissen des interessierten Laien und der wissenschaftlich orientierten Leserschaft.

STEPHAN SPOHR

Universität Koblenz-Landau

Campus Koblenz

Susanne Bell, Ryan Spencer (Ed.): Mitch Epstein. Berlin; The American Academy in Berlin und Steidl Verlag Göttingen 2011; 72 S. mit 33 Farbfotos; ISBN 978-3-86930-224-9; € 45,00

Dass es Mitch Epsteins großformatige Fotografien an die Wände eines Getty Museums schaffen würden und ins Museum of Modern Art – in den 1970er Jahren hätte darauf wohl kaum jemand einen Dollar verwettet. Seine Arbeiten galten als infamer Verrat an der Kunst, waren sie doch farbig und nicht im hehrem Schwarz-Weiß, bedienten sie sich doch einer obszönen Buntheit der Konsum- und Werbewelt. Heute ist er in den Staaten als Wegbereiter der modernen (Farb-)Fotografie anerkannt. Und eckt trotzdem mit Vorliebe an: Weil Epstein nicht müde wird, den Landsleuten und der Welt in seinen Arbeiten die bröckelnde Fassade des „American Way of Life“ vor Augen zu führen.

2008 wurde sein Wirken mit dem „Berlin Prize in Arts and Letters“ bedacht, verbunden mit der Einladung der American Academy, ein halbes Jahr an der Spree zu verbringen – zu lehren, zu entdecken, sein Leben, so gut es geht, zu entschleunigen und auch notwendigen Abstand zu seinen Projekten der vergangenen Jahre zu gewinnen. Fotografieren stand für Epstein ganz bewusst nicht auf seiner Berliner To-Do-Liste. Seit längerem verbindet ihn einiges mit Deutschland – unter anderem Thomas Zander, sein Kölner Galerist und der Göttinger Steidl-Verlag, in dem fast alle seine Bücher erscheinen. Und doch durfte man seinen ersten, länger währenden Aufenthalt in der Hauptstadt mit Spannung erwarten: Epstein, 1952 in Holyoke/Massachusetts geboren, ist amerikanischer Jude und weiß um die Wunden, die der Holocaust auch in seiner Familie gerissen hat. Wie würde sie sich gestalten, jene Begegnung mit der ehemaligen Schaltzentrale des menschenverachtenden Apparates, Epsteins Konfrontation mit Berlin?

Es sollte ganz anders kommen: Epstein, New Yorker aus Überzeugung, tauschte den Blick auf das hektische Treiben in überdimensionierten Häuserschluchten mit der Aussicht auf den Wannsee. Ein echter Kulturschock. Aber mit der ungewohnten Ruhe sollte es bald vorbei sein; es währte nicht lange, da hatte diese Stadt ihn gepackt – ihre Geschichte und ihre unheimliche, heutige Präsenz. Epstein las, recherchierte, knüpfte

Kontakte, denn er wollte – entgegen des ursprünglichen Plans – Berlin nun unbedingt auch mit seiner Kamera zu Leibe rücken. Bei seinem Vorhaben allerdings tat intensive Vorbereitung Not – Epstein schöpft nicht aus schier endloser Speicherkartenkapazität, sondern reist mit sperrigem Gepäck: einer Plattenkamera mit Hoch-Stativ, ganz so wie sie sie in den Frühzeiten der Fotografie im Einsatz war, deren zu belichtende Platte gerade mal Platz für zwei Aufnahmen bietet. Alles in allem eine Gerätschaft, die zum gezielten, stets konzentrierten Arbeiten zwingt. Dies merkt man seinen in „Berlin“ versammelten Bildern im positiven Sinne an, sind sie doch gelungene Verdichtung jener zahllosen Eindrücke einer Metropole, die es Mitch Epstein nicht einfach macht, die aber seine unendliche Neugier weckt: „The City – more complicated and poignant than any I’d known, except Hanoi, could not be ignored“ (S. 7). Zwischen 1992 und 1995 war er mehrfach in Vietnam, wo er einen ihn zutiefst verwirrenden Clash der Kulturen auf Bilder bannte – geprägt durch die Kolonialmacht Frankreich, dem amerikanischen Alptraum-Krieg und einer stoischen Konsumgläubigkeit.

Berlin ist für Epstein ein ähnlich historisch aufgeladenes Pflaster: Doch sind es für den Fotografen jüdischer Herkunft nicht allein die noch immer sichtbaren Relikte des Nationalsozialismus in der Stadt – seine intensive Spurensuche lässt ihn in den unterschiedlichsten Kapiteln der Vergangenheit blättern. Unbestritten, dass ihm dabei die Academy manche Tür öffnete, dennoch schien es dem Fotokünstler einer Offenbarung gleich, ungehindert sogar an sicherheitstechnisch sensiblen Orten arbeiten zu können – im Reichstagsgebäude zum Beispiel, im Krisen-Konferenzraum des Außenministers, ehemals ein Tresor der Reichsbank. Von der Annahme ausgehend, dass geschichtliches Interesse in den Staaten inzwischen per se verdächtig sei, beeindruckt Epstein insbesondere die Ernsthaftigkeit, mit der man sich hierzulande der eigenen Geschichte stellt und mit ihr auseinandersetzt: „The remnants of wretched histories that I found were not accidental. Berliners have chosen to leave traces of the worst of themselves in their architecture and landscape. They have understood what a largely amnesiac America has not: reform relies on memory“ (S. 7).

Epstein wuchtet seine Großformatkamera an die unterschiedlichen Orte der Stadt. Zumeist an die geschichtsträchtigen, von denen es in Berlin ja zahllos viele gibt. Und doch ist er nicht gekommen, um zu dokumentieren. Schließlich verließ der 18jährige das Elternhaus, um in New York Künstler zu werden. Seither liegen ihm Bilder der Wirklichkeit am Herzen, keine Abbilder. Seine „Landschaften“ (und da unterscheidet Epstein nicht zwischen Natur- und Innenräumen), bestechen nicht allein durch handwerkliche Präzision und ihren formalen Aufbau, sondern durch ihre zutiefst menschlichen, weil dramatischen, komischen oder absurden Züge. Auch und gerade, wenn reale Personen in seinen Bildern Mangelware sind. Da steht auf dem ersten Bild seiner Berliner Serie ein aufgeklapptes, aber verlassenes Laptop inmitten der Grabsteine des Jüdischen Friedhofs Weißensee. Da wirkt der Verhörraum in der Gedenkstätte Hohenschönhausen, als würde jeden Moment ein dienstbeflissener Stasi-Mann ans klingelnde Telefon eilen. Da herrscht im „Bismarck-Zimmer“ des Auswärtigen Amtes streng preußische Ordnung und eine Gruppe von Elefanten weidet seelenruhig zwischen den Plattenbauten von Lichtenberg (das zugehörige Zirkuszelt

hat der Fotokünstler ausgeblendet). Aber es gibt sie tatsächlich – die Menschen in Epsteins Bildern: Ein einsamer Fensterputzer an der gläsernen Reichstagskuppel. Oder – wie so oft in seinen Bildern – als entindividualisierte Masse, wie sie am Brandenburger Tor dem Dalai Lama auf Großbildleinwand zujubelt. Und doch herrscht in allen seinen Aufnahmen eine zutiefst poetische Stille, ein Innehalten, ein Moment, der dem Betrachter genug Gelegenheit bietet, sich auf die Geschichte des Bildes, seines Entstehungsortes zu besinnen. Und damit die Historie selbst aufs Neue zu hinterfragen.

„American Power“ betitelte Epstein sein letztes, groß angelegtes Projekt, von dem Ende 2010 eine Auswahl im Kunstmuseum Bonn zu sehen war ¹: Der Fotograf als Reisender in Sachen Umweltzerstörung. Er durchstreifte die USA auf der Suche nach Motiven, die auf meist subtile Weise die blinde Fortschrittsgläubigkeit seiner Landsleute anprangern: Auf den ersten, flüchtigen Blick – unspektakuläre Szenerien aus dem amerikanischen Alltag, auf den zweiten – zerstörte Idyllen, zerrissene Landschaften, verschwendete Ressourcen, entwurzelte Menschen; Raffinerieanlagen und Kühltürme, die sich wie Geschwüre in die Landschaft fressen. Epstein weiß: Das Geschäft mit der Energie floriert und überwuchert als alles beherrschender Machtfaktor. Epstein weiß aber auch um die Gleichgültigkeit der Amerikaner, die für ihren auf „immer größer, immer mehr“ angelegten Lebenswandel, viel zu viel aufs Spiel setzen. Bilder, die angesichts der Katastrophe von Fukushima besonders beklemmende Aktualität haben.

Der Fotograf als Mahner. Und auch so können seine „Berlin“-Bilder verstanden werden: Wer zugunsten eines zweifelhaften Fortschritts seine Wurzeln kappt, dem wird auf Dauer nicht zu helfen sein. In „American Power“ ist es der US-amerikanische „Wutbürger“ der mittels seiner Fotografien spricht, wenn nicht brüllt. In „Berlin“ sind es eher die leisen Töne, vielleicht auch der vornehme Respekt vor dem Gastgeber. Selbst, wenn mancher die Wucht seiner Amerika-Bilder vermissen wird – Epsteins „Berlin“ ist wie die Stadt selbst – vielschichtig und faszinierend.

RÜDIGER MÜLLER
Köln

1 Zur Bonner Ausstellung ist folgender Katalog erschienen: Mitch Epstein: „State of The Union“, Ausstllg. Kunstmuseum Bonn, hrsg. von STEPHAN BERG / CHRISTOPH SCHREIER, Ostfildern 2010

Christoph Wagner, Clemens Unger (Hg.): Furtmeyr. Meisterwerke der Buchmalerei und die Regensburger Kunst in Spätgotik und Renaissance; Regensburg: Schnell & Steiner 2010; 544 S.; 506 überwiegend farbige Abb. im Text und 112 Farbtafeln; ISBN 978-3-7954-2313-1 (Buchhandelsausgabe); € 49,90

Berthold Furtmeyr (um 1430/35? – wohl 1501) ist der bekannteste Regensburger Buchmaler der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sein Oeuvre umfasst rund 20 illuminierte Handschriften, die ihm selbst bzw. seiner Werkstatt zugeschrieben wer-